

Erfahrungsbericht: PJ-Tertial Chirurgie am State Hospital Oshakati

Oshakati State Hospital. Da fragt man sich doch zu allererst: Wo bitteschön ist das denn?! Die Stadt Oshakati liegt ungefähr 700km nördlich von Namibias Hauptstadt Windhoek – für namibische Verhältnisse ein Katzensprung. Oshakati ist die fünftgrößte Stadt Namibias und stellt das größte Krankenhaus des nördlichen Namibia mit einem Einzugsgebiet, welches ungefähr die Größe ganz Deutschlands umfasst. Daran kann man schon erkennen, dass die Dichte an Krankenhäusern wesentlich geringer ist als wir es aus Europa gewohnt sind und das spiegelt sich dann auch in der medizinischen Versorgung des Landes wieder.

Die Bewerbung für das PJ-Tertial verlief relativ unkompliziert. Eine Email an den zuständigen Arzt mit den Bewerbungsunterlagen war ausreichend. Allerdings hat sich das Bewerbungsverfahren mittlerweile komplett geändert, sodass ich hier nicht näher darauf eingehen werde. Mir ist nur zu Ohren gekommen, dass man sich nun direkt beim Gesundheitsministerium von Namibia bewerben muss. Zu den weiteren Vorbereitungen gehört die Organisation eines Studenten-Visum, um das man sich circa ein halbes Jahr vor Tertial-Beginn kümmern sollte. Ich habe allerdings auch gehört, dass man mit einem ganz normalen Touristenvisum einreisen kann. Ich selbst wurde nie nach meinem Visum gefragt. Da man sich nun allerdings direkt beim Gesundheitsministerium bewerben muss, kann es natürlich sein, dass man sein Visum dort vorzeigen muss. Wenn man zur Regenzeit in Oshakati ist, sollte man eine Malaria-Prophylaxe in Erwägung ziehen, da der Norden Namibias in dieser Zeit als Risikogebiet für Malaria tropica eingestuft wird. Dinge wie DEET-haltiges Mückenspray sind in fast jedem Supermarkt erhältlich, und das auch noch um einiges günstiger als in Deutschland. Ansonsten findet man in Oshakati eigentlich alles was man zum Leben braucht.

Sobald man in Windhoek angekommen ist, stellt sich die Frage der Weiterfahrt nach Oshakati. Dafür gibt es mehrere Möglichkeiten: am komfortabelsten sind die Intercap-Busse. Diese fahren allerdings nur über Nacht und brauchen so circa 10 Stunden. Eine schnelle und günstige Methode (220 N\$) ist die Fahrt mit einem sogenannten Ovambo-Taxi. Das sind Kleinbusse mit bis zu 10 Sitzplätzen, bei denen das Gepäck auf einem Anhänger transportiert wird. Das ist das Transportmittel Nummer Eins bei den Einheimischen. Es ist allerdings etwas abenteuerlich, da die Busse ziemlich rasen, dafür ist man aber auch in 7 Stunden da. Die Ovambo-Taxis fahren jeden Tag von Monte Cristo in Katutura (es gibt keine bestimmten Abfahrtszeiten, sobald ein Bus voll ist, fährt er los).

Oshakati selbst ist eine eher trostlose Stadt mit vielen Wellblechhütten und auch viel Armut. Bei der Unterkunft hat man mehrere Möglichkeiten: es gibt zum einen ein paar Hostels, in denen man teilweise einen günstigen Monatspreis aushandeln kann (z.B. das Africa Stadthaus in Ongwediva oder irgendein Hostel in Oshakati selbst, da kenne ich den Namen aber nicht). Ich habe bei einer OP-Schwester (Maria) gewohnt, deren Nummer ich von einem Freund hatte. Maria vermietet mehrere Zimmer an ausländische Studenten. Der Ort ist etwas außerhalb und man muss jeden Tag mit dem Taxi ins Krankenhaus fahren (Kosten circa 10 N\$ pro Fahrt). Der Vorteil der Unterkunft bei Maria ist die eigene Küche, ein großer Garten und die Tatsache, dass man sich sehr sicher fühlt und nicht das Gefühl hat jeden Moment beklaut zu werden. Ich habe von anderen Studenten mitbekommen, dass ihnen der Laptop oder die Kamera aus dem Zimmer geklaut wurde im Hostel. Der Nachteil bei Maria sind die im Vergleich hohen Mietkosten (pro Person 180 N\$ pro Tag).

An meinem ersten Arbeitstag war ich etwas geschockt über den Zustand des Krankenhauses. Die Klinik bestand aus einer Ansammlung von mehreren kleinen, einstöckigen Häusern, die teilweise sehr heruntergekommen und von Ratten und Kakerlaken besiedelt waren. Da Namibia ein im afrikanischen Vergleich eher reiches und gut entwickeltes Land ist, hatte ich mir auch eine entsprechende medizinische Versorgung vorgestellt. Ich wurde am ersten Tag einer

allgemeinchirurgischen Station zugeteilt. Meine Aufgaben bestanden darin bei Visite mitzulaufen und mir eigene Patienten anzuschauen und diese dann mit dem zuständigen Arzt zu besprechen. Leider fiel dies immer recht kurz aus und meistens hieß es nur: schreib einfach dies oder das in die Akte. Auf Nachfragen bekam man manchmal eine ausführlichere, aber meistens eine doch eher kurze Antwort. Da es nicht so viele OP-Säle gibt, muss man sich diese mit anderen Disziplinen teilen, sodass es nur einen oder zwei OP-Tage in der Woche gibt. Bei diesen OPs konnte man dann assistieren und manchmal auch was nähen. Nach einer Woche bin ich auf eine orthopädische Station gewechselt. Dort gab es wesentlich mehr zu tun und ich konnte außer im OP zu assistieren nach einer gewissen Zeit im sogenannten „Casualty“ auch kleinere Eingriffe selbst durchführen. Dazu gehörten Abszessspaltungen, Fremdkörperentfernungen und auch mal eine Zehenamputation. Die Arbeit im OPD (entspricht unserer Ambulanz) war hingegen eher langweilig und auch nicht sonderlich lehrreich. Man schaut sich einen Patienten nach dem anderen an und verschreibt meistens einfach erstmal Analgetika oder schickt den Patienten weiter zum Röntgen. Wenn der Ansturm von Patienten mal nicht ganz so groß ist, sind viele Ärzte aber bereit einem Fragen zu beantworten und auch ein bisschen Teaching zu machen.

Man muss sich im Allgemeinen etwas an die afrikanische Mentalität und Arbeitsweise gewöhnen. Es ging alles etwas langsamer vonstatten und um punkt 1 Uhr war Mittagspause, die auch tagtäglich eingehalten wurde. Das hieß leider auch, dass eine OP die eventuell länger als 1 Uhr dauern könnte, in der Regel nicht mehr vor der Mittagspause angefangen wurde, sondern auf den Nachmittag verlegt wurde. Offiziell endete die Mittagspause um 14 Uhr, allerdings war vor 14.30 Uhr eigentlich nie jemand zurück und die nachmittäglichen OPs begannen dann erst so gegen 15.30 Uhr. Ich konnte mich bis zum Schluss nicht so richtig an diese Arbeitsweise gewöhnen. Wenn man dies aber mit der nötigen Lockerheit angeht und sich für die Wartezeit ein Buch mit ins Krankenhaus nimmt oder andere Dinge in der Stadt erledigt, kann es auch ganz angenehm sein.

Alles in allem muss man sich im Klaren darüber sein, dass man auch in Namibia nicht einfach auf Patienten losgelassen wird und alle möglichen Dinge machen darf, die man in Deutschland als PJler nie dürfte. Man kann allerdings einen guten Einblick in ein vollkommen anderes Gesundheitssystem erlangen und die Erfahrung machen, dass man auch mit wenigen Ressourcen durchaus etwas erreichen kann. Nicht außer Acht zu lassen ist natürlich auch das Land mit seinen Einwohnern. Landschaftlich gehört Namibia zu einem der schönsten und vielfältigsten Länder, die ich bisher bereist habe. Der Aufenthalt dort ist also allemal eine Erfahrung wert.